

„Dem Leser ist auch etwas zumutbar.“

Über Konzentrate, Konzentration und Herausforderungen im Schreiben und Lesen

Wie beginnt man über ein Thema zu sprechen, das nicht unbedingt ein inhaltliches Thema der Literatur ist? Alois Hotschnig begann mit einem Bild, das mit Literatur auf den ersten Blick so gar nichts, mit dem Thema aber doch so viel zu tun hatte. Er erzählte von einer Frau, die fasziniert Zeugin davon wurde, wie Picasso mit wenigen Strichen eine Taube aufs Papier brachte. Auf ihre Frage, wie so etwas denn möglich sei, öffnete Picasso eine Schublade, „aus der hunderte Tauben herausflogen“. – In dieser Reduktion und gleichzeitigen Wiederholung erscheint Picassos Taube als ein ideales Bild für das Thema der 33. Innsbrucker Wochenendgespräche: „Konzentrate, Konzentrate“. Aber nicht nur dafür. Am Ende wurde in Hotschnigs Eröffnungsstatement der leichte Flug der Taube zum Bild für den literarischen Text, der nichts oder kaum mehr etwas verrät von den Vorstufen und Studien, die in der Schublade geblieben sind, von den Unsicherheiten, Anstrengungen und Irrwegen, die dem vorausgegangen sind, was am Ende dasteht als Ergebnis: als literarisches Konzentrat.

Der Einstieg in die Literaturgespräche über das Beispiel eines Bildes erwies sich als sehr passend: denn nicht nur – darüber war man sich sehr bald einig – handelt es sich beim Thema der literarischen Konzentrate um etwas, was nicht einer bestimmten literarischen Gattung allein zuzuordnen wäre. Es handelt sich darüber hinaus auch nicht zwingend um etwas rein Sprachliches. Die Kraft des Bildlichen nutzen Jean-Marc Seilers Affichen, die immer ein Zusammenspiel von Bild, Wort, Farbe und Typographie sind. Seiler, von Markus Bundi aufgrund der Vielfalt seiner Tätigkeiten ein „helvetisches Kunstkonzentrat“ genannt, bezeichnete die Affichen als „Bilder, die man lesen kann, und Texte, die man anschauen kann.“ Visuelle Wirkung haben auch Beat Gloors „Sprachbeobachtungen“. Gloor trennt vertrautes Sprachmaterial auf und ordnet die Wortteile und Silben neu an, so dass einem ein anderer, frappierender Wortsinn sofort ins Auge springt, während man dem ursprünglichen Wort und seiner Bedeutung erst wieder auf die Spur kommen muss – zum Beispiel im „mensch enge menge“. Gloors genaue aber immer auch spielerischen Beobachtungen berühren eine Grenze zwischen Konzentrat und Sprachspiel, über die sich diskutieren ließ. Aber auch wenn es Zufall sein mag, wenn in einem Menschengemenge die Enge auftaucht – Sprache ist nun einmal in erster Linie „Begriff-Findung für Notwendigkeiten“ (Nina Jäckle ) –, so sind es doch der Autor und später der Leser, die diese „Mehr-Bedeutung“ im bekannten Wort entdecken, wenn sie der Sprache Aufmerksamkeit schenken. Und Aufmerksamkeit ist Grundvoraussetzung für jedes literarisches Konzentrat.

„Im Text geschieht etwas mit der Sprache“ (Uljana Wolf). Der Text transportiert nicht nur etwas vom Autor zum Leser, mancher Text selbst „hat eine Performativität und zeigt, wie Sprache funktioniert“. Etwas „geschieht“ also mit der Sprache, und es liegt insofern auch ein Risiko, eine Unsicherheit darin, als das beim Schreibenden und beim Lesenden durchaus unterschiedlich geschehen kann; man könne insofern von einer existenziellen Unsicherheit sprechen, die in der Sprache steckt. Für Ulrike A. Sandig kann in diesem Sinne ein Text als Konzentrat eben Ausdruck dieser Unsicherheit sein, ein Exempel dafür, wie bestimmte Sprachformen funktionieren bzw. eben nicht funktionieren, und was sich dabei verselbständigen kann, auch hin zum Missverständnis. Warum aber, fragte Markus Bundi, wolle man dann in „Konzentraten“ schreiben, wenn die Chance, „verstanden zu werden“, doch in einem expliziten Ausformulieren viel größer wäre? – nicht nur an dieser Stelle wurde deutlich, dass die Form in einem literarischen Text nicht beliebig wählbar und austauschbar ist (Walle Sayer). „Der Text sucht sich seine Form“, betonte Martin Gülich, der Inhalt bestimmt in nicht unerheblichem Ausmaß die Organisation des Texts. Es stellt sich die Frage, „was will der Autor transportieren, und wie kann er das?“ (Elfriede Czurda). Es ist ein Lernprozess, die Möglichkeiten der Organisation des Texts durch Sprache, Grammatik, Syntax, Bedeutungsfelder, Klang, Rhythmus, Zeilenumbrüche, Sprachenwechsel etc. einigermaßen sicher anzuwenden. Genauigkeit und Beharrlichkeit sind dabei dauernd gefragt: „Sobald ich das Konzentrat meines Textes verlasse, stimmt die Form nicht mehr“, so Nina Jäckle, stimmen auch die Sätze und der Klang der Sprache nicht mehr. Und stimmt der Duktus nicht, kann es auch vorkommen, dass ein Text Jahre lang liegen bleibt, bis er fertig geschrieben wird, erzählte Irène Bourquin.

Es geht beim literarischen Konzentrat nicht nur um das, was dasteht. Das Gesagte kann ein Konzentrat sein, aber auch das, was im Gesagten mitschwingt: da reicht ein einzelnes Wort, damit etwa ein „Strohhut“ ganze Welten und poetische Räume öffnet. Oder es ist überhaupt das Nichtgesagte, die Leerstelle. Ein geschriebener Text, so Jean-Marc Seiler, ist dann ein Konzentrat, „wenn er dem Leser die Möglichkeit gibt, das Fehlende zu enträtseln und hinzuzufügen.“ Entstehen können solche Konzentrate zum Beispiel, wenn man Dinge nicht „haarscharf auf den Punkt bringt“ sondern „haarscharf an ihnen vorbei schreibt“ (Ulrike A. Sandig), wenn sich durch Verzerrungen oder Verschiebungen Lücken und blinde Flecken im Text auftun, die der Leser selbst aufspüren und füllen kann. In der Verschiebung kann eine Veränderung des Blicks wirksam werden auf das, was uns als Wirklichkeit vertraut ist.

Immer wieder hakt es, wenn es um Konzentrate geht. Und es hakt sich etwas ein beim Lesen. An diesen Widerhaken im Text kann sich Widerspruch oder zumindest Auseinandersetzung

mit dem Text einstellen beim Leser. Voraussetzung dafür ist freilich die Genauigkeit des Schreibenden, der um die Widerhaken weiß, und das Festhalten „an dem, was piekst“ (Nina Jäckle). Voraussetzung ist auch das präzise Bearbeiten und „Kämmen“ (Ulrike A. Sandig) des Textes, damit aus einer möglichen „Überfüllung“ überhaupt etwas „Dichtes“ entstehen kann, damit das Konzentrat als Dichtung wirklich das Ergebnis vorausgegangener Fülle sein kann. Das Konzentrat ist also auch ein Thema der Produktion, eine Frage des Schreibprozesses. Als zentrales Moment literarischen Schaffens wurde in diesem Zusammenhang das Streichen genannt. Es birgt auch Risiken: kennt man doch den eigenen Text irgendwann so gut, dass man Gefahr läuft, zu viel wegzustreichen, „überzukonzentrieren“. Dem gegenüber steht der utopische Wunsch vom „leeren Blatt Papier, das aber vom Leser völlig verstanden wird“ (Antonio Fian).

Jedoch wäre totale Verknappung wie auch totale Überfüllung vor allem eines: „langweilig“ (Jean-Marc Seiler). Das literarische Konzentrat braucht immer auch sein Gegenteil, um genießbar zu bleiben, ein gewisses Maß an Rest-Füllstoff. Dabei ist es egal, ob es sich um lange oder kurze Formen, um einen Roman oder um Aphorismen wie jene von Tobias Grüterich handelt. Es braucht im Roman die Sätze, die von A nach B führen, und es braucht bei der kleinen Form Verbindungen zwischen den Texten. Diese können sich z.B. aus der Reihenfolge ergeben, durch die aus den Einzeltexten ein Netz an Text wird: sei es in Form einer losen Gedichtsammlung, in paarweiser Anordnung oder in einem Sonettenkranz.

Konzentrate! Elfriede Czurda las an einer Stelle den Titel als Imperativ – Konzentriert euch! – und als Aufforderung und Angebot an den Leser, aktiv zu werden: „Dem Leser ist auch etwas zumutbar.“ Wenn das gelingt, setzte Uljana Wolf diesen Gedanken fort, wird der Leser zu jenem Füllstoff, in dem sich das Konzentrat wieder auflösen kann. Wie das aussehen könnte, skizzierte Ulrike A. Sandig; die Figuren in ihrem Statement konzentrieren sich, und zwar auf einen Eimer Wasser, über den sie sich skeptisch und neugierig beugen, um zu sehen, was denn da drin ist. Was sie überrascht entdecken, sind die Spiegelungen ihrer eigentlich vertrauten Umgebung in der Wasseroberfläche. Begeistert nehmen sie sich Becher dieses phänomenalen Wassers mit nach Hause.

Noch mehr zu entdecken gab es für die Besucherinnen und Besucher der Wochenendgespräche an den beiden Leseabenden im ORF Tirol Kulturhaus: in den gelesenen Texten, in den Moderationen von Carolina Schutti und Markus Bundi, und in den Büchern und Affichen, die man nach Hause mit nehmen konnte, um sich weiter einzulassen auf Konzentrate, Konzentrate.